

Am Tage der vierzig Märtyrer

10. März 1633

(Dem Volksmund nacherzählt)

Seit einer Woche war Tauwetter in den Schnee gefallen.

Durch das Aischtal wälzen sich braune, ungute Wasser. Schmutzig und übelgelaunt polterten sie um die Mauern des alten Höchstadter Schlosses, und stauten sich vor der hochbogigen Brücke.

Aus den schmalen Fensterritzen des alten Schlosses Goswin an der Höchstadter Aisch schob sich hin und wieder ein bäriger Männerkopf. Sein Blick war in die Weite gerichtet. Er glitt über das Gebrause des Flusses hinweg durch die überschwemmten Wiesen und suchte den weiten Horizont mit angespannten Mienen ab, während er innerlich in dumpfen Selbstgesprächen mit sich selber lag. „Hier kann der Schwede nicht an die Mauer herankommen. Wir werden ihm einen üblichen Empfang bereiten — und unsere Aisch hat einen besonderen Trunk für ihn gebraut. Ihr Heiligen im Himmel, seid mit uns im Bunde! Sankt Nepomuk, verteidige unsere gute Brücke! Glorreiche Mutter Maria, dir empfehle ich mein Weib und mein Kind! Hochgelobet seist du in Ewigkeit, Amen!“ Und er zeichnete ein Kreuz mit schweren, ungeschickten Händen auf seine Stirne, auf den harten Mund und die breite Brust und mit einer demütigen Neigung des Kopfes, als stände er selbst vor dem Madonnenbilde in seiner Stube daheim am Marktplatz, zog er den Kopf wieder aus der Maueröffnung zurück.

Drinnen wartete schon eine Schar von Männern auf seinen Bescheid. Sie glichen ihm alle an Alter und Entschlossenheit. Sie hatten alle Weib und Kind. Und sie hatten alle diese Verteidigung des letzten Bollwerkes der Stadt übernommen, weil aus ihm die Ahnfrau eines Fürstengeschlechtes stammte. So standen sie in einer frommen, düsteren Todesbereitschaft auf ihrem Posten in einer für die Stadt selbst etwas fernen Reserve. Die übrigen Bürger der Stadt waren alle dem Kampfe näher. Je nach Zünften hatten sie die einzelnen Abschnitte der Stadtmauer bezogen. Schmiede, Metzger, Maurer, Schreiner und Büttner gruppierten sich um das Bamberger Tor und den Storchenturm; denn hier erwartete man zuerst den Feind, der östlich von der Stadt hinter der Höhe von Etzelskirchen eine Schanze aufgeworfen hatte und von hier aus den Sturm vorbereitete. Die Schneider mußten sich mit dem weniger gefährlichen Mauerteil bei der Kirche begnügen, während an sie wieder gröbere Zünfte anschlossen, die das Nürnberger Tor innehatten. So waren die Schneider von kräftigeren Bürgern gleichsam in die Mitte genommen. Dazu stand hinter ihrem Rücken noch der alte, wehrhafte Kirchturm und endlich noch die Macht des Gebetes, die Sturmtruppe der Gläubigkeit, die sich um den Priester in der Kirche scharte und mit ihrem beharrlichen Miserere nobis den Herrn des Himmels selber zum Kampfe rief.

Gott helfe uns und der heilige Liga!

Miserere nobis.

Er stärke unseren Arm und unseren Glauben!

Miserere nobis.

Wider den Teufel und seine Heere!

Miserere nobis.

So hallte es aus der Kirche mit drangvoller Inbrunst herüber zu der Zunft der Schneider und von diesen nach beiden Seiten wie ein heiliges Lauffeuer weiter um die Stadt durch alle zunftmäsig besetzten Mauerabschnitte bis hinauf in das Schloß, wo dieser doppelte Strom heiliger Erregung wieder durch eine Reihe tapferer Herzen floß, bis er in einem einzigen machtvoll zusammenströmte. Das gehörte dem jungen Krieger, dem die Ausschau oblag, dem, der Weib und Kind in dunkler Vorahnung immer wieder dem Schutz und Schirm der heiligen Jungfrau empfahl und wohl hundertmal am Tag ein Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Brust zeichnete.

In frommem Mut und quälender Erwartung neigte sich so ein banger Tag dem Abend zu, und eine unsichere Nacht kam herauf. Als der zwölften Schlag der Turmuhr aus der letzten Stunde des neunten März hinüberfiel in die erste Stunde des zehnten März, da neigte sich die Stadt in gottergebener Bereitschaft vor ihrem Schicksal, das sich noch am gleichen Tag, am zehnten März, dem Tag der vierzig Märtyrer, grauenvoll erfüllen sollte.

Kurz nach Mitternacht schlug die Windrichtung plötzlich um. Die regenfeuchte Luft wurde kühler und trockener und wehte stark aus Nordosten. Ein unverkennbarer Geruch von brennenden Lunten beizte die Luft. Ehe noch die Besatzung des Bamberger Tores auf dem Storchenturm ihre Waffen recht in Bereitschaft bringen konnte, donnerte auch schon die erste Schwedenkugel in die Stadt. Vier volle Stunden schleuderten die Schweden ihre Geschosse auf die Stadt und brachten sie ihrem Ziele näher, obwohl es den tapferen Zünften noch immer gelang, den Sturm der Feinde am Bamberger Tor zurückzuschlagen. Schon floß Blut aus vielen Wunden, schon erfüllte Brandgeruch und Schmerzgestöhnen die meisten Gassen, aber das alles steigerte nur die Gemeinschaft der Todesbereitschaft.

Da wendete der Schwede plötzlich eine neue Taktik an. Völlig unvermutet brach er zum Sturm gegen die schwächste Verteidigungsstelle vor. Er überschüttete den Mauerabschnitt zwischen dem Bamberger und dem Nürnberger Tor mit einem Hagel von Geschossen, als wüßte er, daß hier die Schneiderzunft in Stellung sei, und brachte damit eine unselige Verwirrung in den Plan der Verteidiger. Zwar schleuderte der Kirchturm reichlichen Tod über die Mauern, zwar donnerte das Misere nobis der betenden Kirche durch den Kriegslärm wie der ermutigende Gesang einer heraneilenden Armee von Gottesstreitern, aber der Gedanke, daß Verrat mit den Feinden im Bunde sei, lähmte die Kraft vieler Streiter, und als die Nacht sich lichtete, war eine Bresche in die Mauer geschlagen. Die Glocken auf dem Kirchturm stürmten und riefen aus den Häusern das letzte Aufgebot gegen den Feind — die Frauen.

Am Marktplatz stand ein niedriges Haus mit altem Fachwerk. Drinnen hielt eben eine junge Mutter ihr Kind an der Brust, als das schaurige Glockengläute erklang. Mit einem verzweifelten Blick auf die Madonna in der Ecke des Zimmers preßte sie ihr Kind stärker an sich, als wolle sie es zur Eile nötigen; dann aber nahm sie es entschlossen weg und legte es in die Wiege. Da es leise zu weinen begann, nahm sie es noch einmal an die Brust, und mit ihrem trinkenden Kind auf den Armen kniete sie vor dem Muttergottesbilde und schenkte es der heiligen Jungfrau zu eigen. Dann küßte sie es lang, bevor sie es wieder in die Wiege legte, und riß sich mit tränенüberschwemmten Angesicht von ihm los. Hierauf nahm sie aus dem Ofen einen Eimer voll sieidendem Wasser, in dem sie Mehl verrührte, blieb noch einmal vor der Wiege stehen, flehte noch mit einem letzten Blick zum Bild der Gottesmutter zurück und verließ ihr Kind.

Draußen sah sie viele hastende Frauen, die wie sie schwere, dampfende Gefäße trugen. Sie alle eilten den bedrängten Verteidigern zu Hilfe. Mit siedendem Öl und kochendem Wasser sollten die Frauen die eindringenden Feinde empfangen. Manche von ihnen mußten weite Umwege machen, wenn ein brennendes Haus sie hinderte, andere kamen nur langsam vorwärts, da sie eine zu schwere Last trugen.

Schauervoll sah es auf dem Marktplatz aus. Balken und niederstürzende Steine und Geschoße hemmten den Weg. Aus schmalen Seitengassen stürmten flüchtende Menschen. Brandgeruch und heller Flammenschein kam von der Kirche her. Dorthin eilten auch die Frauen mit ihren heißen Kesseln und Pfannen; denn dort galt es die Häuser zu todbringenden Festungen zu machen.

Gellend stürmten die Glocken. Sie bäumten sich in ihren Lagern hoch und schlügen dumpf gegen das Balkenwerk.

Furchtbar tobte der Kampf zwischen Kirche und Stadtmauer. Geschoße aus Freundes- und Feindeshand schlügen wahllos in diese brennende Hölle, die von den Frauen noch mit siedenden Güssen geheizt wurde.

Der Widerschein des Feuers färbte den MorgenhimmeI rot. Der Feind war Sieger geblieben. Verstummt war der Bittgesang in der Kirche. Ein Wall von blutenden Leichen häufte sich um sie mit dem anbrechenden Tage. Der Kampfeslärm verzog sich tiefer in die Stadt hinein. Wie eine furchtbare Todesfackel züngelte der brennende Kirchturm gen Himmel. Die Glocken waren schon seit einiger Zeit stumm geworden. Nun fingen sie an, in schweren Metalltropfen abzuschmelzen.

Über den Marktplatz wälzte sich das Getümmel dem letzten Bollwerk zu. Während noch um das Schloß gekämpft wurde, trieben Henkersknechte die Frauen und Mütter, die Greise und Kinder und alles, was noch an lebenden Menschen in der Stadt war, herdenweise zum Fluß hinunter. Ein roter Bach strömte mitten in den braunen Wogen der Aisch dahin.

Indessen wütete das Feuer weiter. Plündernde Rotten zogen von Haus zu Haus. Die heulende Gier fand kein Ende.

Noch war sie vorübergegangen an dem kleinen Haus am Marktplatz, wo ein verlassenes Kind unbekümmert in seiner warmen Wiege lag. Der Friede Gottes erfüllte den Raum, während schon auf dem Dache eine kleine, noch unschuldige Flamme sich mühte, einen Brand zu entfachen. Von dem Mordlärm war das Kindlein erwacht. Es spielte mit den Blicken. An der Decke schwebte eine große, schöne, strahlende Sonnenblume, die von dem Lichtschein der Deckenlaterne kam, die die Mutter nicht ausgelöscht hatte, als sie mit siedendem Wasser zum Kampfplatz geeilt war. Da die Kerze schon nahe am Erlöschen war, wogte das Schlagmuster der glaslosen Blechlaterne als eine schöne, fließende Goldkrone über die Decke und zeichnete ein buntbewegtes Schattenspiel über die Wände.

In diesen Frieden drang das Kampfgetöse mit wachsender Wut herein. Den Schweden war es gelungen, den Schloßberg zu erstürmen. Nun wälzte sich das Getöse wieder rückwärts in die Stadt herein. Allen voran schwang ein wilder Geselle eine blutige Muskete in den Fäusten, mit der er die Schloßherrin erschlagen hatte. Er grölte ein zuchtloses Lied und blähte dabei die gedunsenen Wangen auf. Im Schatten einer Hausmauer sah er eine junge Frau schwer verletzt liegen. Da nahm der Unhold einem seiner Begleiter den Spieß aus der Faust und erstach die Verwundete. Dann stolperte er von dieser Bluttat weiter. Mit einem dunklen Instinkt raste er auf das kleine Haus am Markt-

platz zu, in dem noch friedlich das Kind in der Wiege spielte. Es roch stark nach Rauch, und kleine Brandschwaden zogen über die Stiege herab. Die Luft war stickig und mit Wachsgeruch gefüllt. Das erinnerte an Kirche und Gebet. Hier mußte ein anderes Evangelium gepredigt werden. Unter einem jähnen Tritt stürzte der Ofen zusammen. Dann trat der Schwede die Türe eines Schrankes ein. In sinnloser Zerstörungswut hieb er das herausstürzende Porzellan in Scherben. Dann stach er die Lanze unter schrecklichen Verwünschungen ungezählte Male in ein leeres Bett, daß die Federn flogen. — Dann — fand er die Wiege mit dem Kind. Wie von einem höllischen Dämon besessen, zückte er grinsend seine Lanze und sang mit eingerosteter Stimme ein Fluchlied vom „Kindlein-Spießen“, wobei er wilde Schreckbewegungen über dem Bettlein machte. Das Kind schaute seinen Drohungen mit großen, unschuldigen Augen zu.

Aber als er zum Todesstoß ausholte, blieb seine Lanze wie gebannt über seinem Haupte stehen, und er begann, von einem jähnen Entsetzen ergriffen, zu taumeln. Seine Augen starnten unentwegt über die Wiege hinweg, als würden sie ein Wunder schauen. Und es konnte auch nichts anderes als ein Wunder sein — diese schöne Frau in weitem Mantel mit einer goldenen Krone über dem himmlischen Angesicht! Sie schwebte geheimnisvoll heran und breitete ihren Arm mit dem blauen Gewande schützend über die Wiege mit dem Kinde. Dann hob sie ihr leuchtendes Angesicht dem schwedischen Kriegsknecht entgegen und mit einer unsagbar lieben Stimme, in der zugleich ein unsägliches Herzeleid miterklang, rief sie: „Nimm dieses Kind, dem du Vater und Mutter gemordet hast, zu dir und halte es wie dein eigen! Dann wirst auch du wieder den Weg zum Frieden finden!“ Und sie legte ihm das Kind in die Arme und segnete ihn.

Unbehelligt verließ er die untergehende Stadt.

Sein Weg ging ins Dunkle.

Irgendwo, in einem sicher geborgenen Winkel, trieb seine fürsorgende Liebe ihre ersten Wurzeln.

Aus dem Kinde, das ihm die Gottesmutter selbst in die Arme gelegt hatte, soll eine schöne, weiße Nonne geworden sein. Von ihm selbst blieb nichts anderes übrig als die Kunde von dem Wunder der Gnade, das an ihm geschehen war. Noch heute trägt das Haus am Marktplatz, wo ihn der Mutterblick der ewigen Liebe traf, das ehrwürdige Bild der heiligen Mutter Maria.

Hermann Sendelbach

Als ich Kindsmagd war

Mein Verhalten damals wurde mir hoch angerechnet. Noch manche Jahre später tauchte die Erinnerung daran in den Gesprächen der Frauen auf.

Sankt Josefstag war es, der 19. März, ein blausilbernsonniger Vorfrühlingsmorgen. Ich zählte, genau wie mein Herzfreund Gregor, sieben Jahre. Wir galten schon als erwachsen genug und fühlten uns auch selber so, um wie die Großen durch Flur und Wald nach Mariabuchen gehen zu können, dem vielgerühmten Gnadenort, wie dies allsonn- und feiertags die Erlenbacher taten. Dumm war es nur, daß die Mutter sich heut nicht wohlfühlte und daß auch Anna, die junge Magd, zu ihrer Hut daheimbleiben mußte.